

ROMAN GRABOLLE **Die frühmittelalterliche Burg auf dem Johannisberg bei Jena-Lobeda im Kontext der Besiedlung des mittleren Saaletals.** Mit einem Beitrag von K. PASDA. (Jenaer Schriften zur Vor- und Frühgeschichte Bd. 3.) Verlag Beier & Beran Jena – Langenweißbach 2007. 125 S.mit 34 Abb., 23 Tab., 32 Taf., 1 Beil. Softcover. ISBN 978-3-941171-04-6.

Erschienen ist das hier zu besprechende Buch in der noch jungen Reihe des Bereichs Ur- und Frühgeschichte an der Friedrich-Schiller-Universität zu Jena unter der Herausgeberschaft von P. ETTTEL. Der Band untergliedert sich in zwei Teile. Der erste und zugleich umfangreichere enthält die Vorlage und Diskussion der mittelalterlichen Funde und Befunde vom Johannisberg durch R. GRABOLLE. Der zweite umfasst die von K. PASDA vorgenommene Auswertung der bronzezeitlichen und mittelalterlichen Tierknochen. Im Folgenden soll der Beitrag von GRABOLLE besprochen werden, der hiermit seine 2006 eingereichte Magisterarbeit zeitnah publizieren konnte. Auf 66 Seiten, ergänzt durch zahlreiche Tafeln und mit einem umfangreichen Katalog (18 S.) versehen, hat er sich eines vom archäologischen Quellenmaterial her undankbaren, weil recht dünnen Themas angenommen. Von der Reichweite der möglichen Interpretationen aber ist es sehr verlockend. Verfasser beweist in seinem Forschungsfeld ein außergewöhnliches Fachwissen, somit lässt sich aus der Lektüre eindeutig Gewinn ziehen.

Der Autor liefert ausgehend vom Johannisberg einen eigenständigen Beitrag zur Frage der Grenzräume zwischen slawischer und fränkischer Sphäre. Die Arbeit ist jedoch nach Eindruck der Rezensentin vor allem bemerkenswert, da sie konsequent die Auswirkungen der Umdatierungen altslawischer Fundkomplexe in den letzten Jahren aufnimmt sowie auch die Ergebnisse der Diskussion über die Möglichkeit der ethnischen Interpretation archäologischen Fundguts fortführt. Vorweg ist daran zu erinnern, welche Probleme die altslawische Keramik im Gebiet des südlichen Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen der typologischen Ansprache und chronologischen Gliederung noch immer bereitet. Die von H. BRACHMANN (Slawische Stämme an Elbe und Saale. Berlin 1978), H.- J. VOGT (Die Wiprechtsburg Grotzsch. Berlin 1987) und neuerdings V. HERRMANN (Die Entwicklung von Halle [Saale] im frühen Mittelalter. Halle/Sa. 2001) aufgestellten Ordnungen sind weder befriedigend, noch korrespondieren sie hinreichend mit dem mittlerweile für das nördlich anschließende Gebiet gewonnenen Bild. Auch die Klassifikation und Datierung des keramischen Sachguts der westlich benachbarten Gebiete weist große Defizite auf. Dazu tragen der Mangel an dendrodatierten Fundkomplexen und die entsprechende Bedeutung historischer Datierungen das Seinige bei.

Die Befestigung auf dem Johannisberg in Jena wurde in den vergangenen 50 Jahren trotz unbefriedigender archäologischer Grundlage in die Zeichnung der politischen Landschaft des 7. bis 10. Jh. einbezogen und hierbei in gänzlich verschiedener Weise gedeutet. Beachtung fand, wie der Autor anschaulich erklärt, zum einen die seit 1957 nachgewiesene und vielfach in der Rekonstruktion abgebildete Schalenmauer in Trockenbauweise (Wall I). Weiterhin bedeutsam ist eine Anzahl von Scherben und Gefäßprofilen, die der Ausgräber G. NEUMANN (Ausgr. u. Funde 5, 1960, 237 ff.) als frühe slawische Ware vom übrigen Fundmaterial absonderte. Je nach Beurteilung dieser beiden Sachverhalte wurde die Befestigung als Beleg für eine eigenständige slawische Burg in östlicher Bautradition mit Beginn noch im 8. Jh. oder als Befes-

tigung unter bzw. der fränkischen Herrschaft im 9. Jh. betrachtet. Verfasser ordnet sie nun wie vor ihm bereits BRACHMANN (1978, s. o.) frühestens dem mittleren 9. Jh. zu und sieht sie als integralen Bestandteil der fränkischen Grenzsicherung innerhalb eines flächenhaft zu denkenden Limes Sorabicus.

Der Autor gliedert seine Argumentation in zwei Themenkomplexe: erstens die Vorlage des archäologischen Quellenbestands vom Johannisberg und zweitens einer Analyse des Fundbilds im Umfeld von 25 km um die Anlage herum – also etwa dem mittleren Saale-Gebiet. Beide Argumentationsstränge werden als eigene Abschnitte in der Arbeit behandelt und die Synthese erfolgt recht knapp auf einer Seite. Verfasser ist sichtlich bemüht, methodisch sauber vorzugehen, indem die einzelnen Aspekte seiner Untersuchung voneinander getrennt betrachtet werden, um Zirkelschlüsse zu vermeiden. Tatsächlich hätte aber eine kompakte Einführung, in der die bisherige Datierung und Deutung der Befestigung sowie des Limes Sorabicus dargestellt, die Kritikpunkte aufgezeigt und das eigene methodische Vorgehen erläutert werden, die nun etwas sperrige Struktur auflösen können.

Verfasser beginnt seine Untersuchung mit der Auswertung des keramischen Fundmaterials. Metallfunde sind vom Johannisberg nur in kleiner Zahl bekannt und darüber hinaus weder unter chronologischen noch kulturellen Aspekten aussagekräftig. Insgesamt standen ihm nicht ganz 350 Fragmente zur Verfügung, von denen 32 als Lesefund oder unbekanntem Fundzusammenhängen geborgen wurden. Die übrigen stammen aus verschiedenen Grabungskampagnen, von denen die ergiebigsten in den 1950er Jahren durchgeführt und in knappen Berichten publiziert wurden. Unglücklicherweise sind bei den älteren Ausgrabungen die Funde in den Schnitten summarisch geborgen und lediglich beim Schnitt durch Wall I wurde eine Trennung der Scherben nach künstlichen Straten vorgenommen. Relativiert wird die Problematik ein wenig dadurch, dass in den Ausgrabungsflächen, die sich von der Blendmauer in den Innenraum ziehen, unterhalb des Wallversturzes nur eine dünne Siedlungsschicht freigelegt wurde. Der Wall selbst zeigte keine Hinweise auf mehrere Bauphasen, so dass in den von den Funden her wichtigsten Grabungsflächen „nur“ mit der Durchmischung von zwei Phasen (Siedlungsschicht und Mauer) zu rechnen ist. Weitere Schnitte betreffen den mutmaßlichen Torbereich, der in den 1980er Jahren erneut wurde, was aber leider unzureichend dokumentiert ist. Weiterhin untersucht wurde ein Befestigungsrest im Südbereich und mit einem schmalen Schnitt der Innenraum. In keinem dieser Bereiche sind Siedlungsbefunde oder -schichten erkannt worden. Der Autor selbst geht auf die Fundsituation jedoch zunächst nicht ein, da er die Befunde erst anschließend völlig getrennt von den Funden betrachtet.

Die typologische Gliederung der Keramik erfolgt über eine Einzelanalyse verschiedener formaler und technologischer Merkmale. Dies soll hier detaillierter besprochen werden. Der Autor übernimmt hierfür das von W. TIMPEL (Mittelalterliche Keramik im westlichen Thüringen [8.–12.] Jh. Stuttgart 1995) und HERRMANN (2001, s. o.) verwendete System zur Gliederung der Ränder, welches ausschließlich den Randabschluss einbezieht und acht Grundformen umfasst. Nicht berücksichtigt werden die Länge und Neigung des Randes, genau so wenig wird zwischen direktem und indirektem Rand unterschieden. Untergruppierungen ergeben sich aus der Ausrichtung der Randkante und sind entsprechend nur für die gerade abgestrichenen unverdickten, den breit gestrichenen und den nach unten breit nachgezogenen Randformen (Rf.) 3, 4 und 5 möglich. Demgegenüber können die runden und spitz

ausgezogenen Ränder (Rf. 1, 2) sowie die schwach untergriffigen, rundlich verdickten und die stark unterschrittenen Ränder (Rf. 8) nicht weiter untergliedert werden. Diese Klassifizierung überzeugt nicht. Ein näherer Blick auf die spitz ausgezogenen Ränder (Rf. 2) zeigt, dass etwa ein kurzer nur schwach auswärts geneigter direkter Rand eines Kumpfs mit einem auswärts gelegten, an einem kurzen Hals ansetzenden Rand zusammengefasst werden. Nicht recht schlüssig ist zudem die Differenzierung zwischen den Rändern Rf. 4, 5 und 8. Sie alle weisen einen durch das Nachstreichen breit gezogenen Randabschluss auf. Unterschieden wird nun zwischen Rändern, die eine Rille in der Randkante haben oder bereits als untergriffig zu bezeichnen sind. Nicht zur Unterteilung herangezogen wird jedoch, ob der Rand auf der Innenseite gekehlt ist. Der zweite Kritikpunkt betrifft die ungefilterte Einbeziehung aller Randfragmente, obwohl ein erheblicher Anteil jeweils kaum 5 % des Durchmessers der Mündung erreicht und für eine Vielzahl der Funde aufgrund der nur geringen vertikalen Erhaltung nicht entschieden werden kann, ob das Fragment von einem Gefäß mit oder ohne Hals stammt. Teilweise ist nicht einmal klar, ob es sich um eine abgesetzten Rand oder einen direkten Abschluss gehandelt hat. Für viele Fragmente ist zudem die Ausrichtung nur sehr allgemein abzuschätzen. Tatsächlich würde die Einschränkung auf Gefäße mit einer erhaltenen vertikalen Länge von mindestens 4 cm eine Ausdünnung des zu betrachtenden Fundbestands auf lediglich 70 Fragmente und Gefäße ergeben. (Die Länge von 4 cm hat sich bei der Durchsicht der Tafeln als Maß ergeben, bei dem sich eine nachvollziehbare Einschätzung der Randpartie ergibt.) Von diesen Scherben und Gefäßen weisen 55 eine Verzierung auf, was 77 % aller verzierten Randscherben entspricht. An 16 sind keine Verzierungen zu erkennen. Von ihnen entfällt die Hälfte auf runde bis spitz ausgezogene Ränder (Rf. 1 und 2). Bemerkenswert ist auch, dass alle 15 verzierten Randfragmente mit einer Erhaltung von weniger als 4 cm Höhe auf die Randformen mit gerade bis breit nachgestrichenen und fast untergriffigen Rändern entfallen. Dies kann als Hinweis auf eine nahe an den Rand herangerückte Verzierung gedeutet werden, die für eine späte Datierung spräche. Angedeutet sei mit diesen Zahlen, dass die überlegte Reduzierung des Fundmaterials in der Auswertung direkt zu einer besseren Beurteilbarkeit des Gefäßbestands geführt hätte. Diskutabel ist schließlich die Einteilung der Verzierung, bei der Verfasser acht Muster mit 14 Varianten unterscheidet. Gesondert werden Kombinationen aus zwei und mehr Mustern betrachtet. Der Autor ist hier aufgrund des oftmals recht klein zerscherbten Fundmaterials nicht um seine Mühen zu beneiden. Seine Zielstellung, die Anzahl der Muster nicht so ansteigen zu lassen, dass diese letztlich jeweils mit kaum mehr als ein oder zwei Fragmenten vertreten sind, ist sicherlich zielführend, dennoch sind einige Zusammenfassungen, wie die des Musters 6a nicht nachvollziehbar. Gezählt werden hierzu gleichermaßen lose gesetzte, lange, zweizinkige Kammstriche am Gefäß Taf. 24,3 wie auch als dichte Rauten gesetzte Kammstrichbündel auf der Scherbe Taf. 15,3. Zugleich werden aber die Fragmente Taf. 29,14 und 16 getrennt, obwohl sie sich in der Zeichnung und auch von der Beschreibung her so deutlich ähneln, dass man versucht ist, sie einem einzigen Gefäß zu zuordnen.

Das eigentlich Verblüffende an der Untersuchung der Gefäßmerkmale ist jedoch das Fehlen einer anschließenden Auswertung ihrer Kombinationen wie auch eine Betrachtung der räumlichen Verteilung. Das ist unverständlich, denn es ergeben sich recht interessante Beobachtungen. So ist festzustellen, dass trapezförmig ver-

dicke Ränder mit kantigem Abschluss (Rf. 4a) insgesamt weniger als nach der Normalverteilung erwartet mit Wellenbändern des Musters 5 verziert sind. Dafür weisen sie aber öfter Kammstriche (Muster 6) auf. Eine vergleichbare Verteilung ist bei rundlich verdickten Rändern (Rf. 2) zu erkennen. Sicherlich ist die Gesamtzahl dieser Kombinationen insgesamt immer sehr gering und nicht statistisch signifikant. Für eine erste Übersicht ist die Abfrage jedoch hilfreich und verbunden mit der Beachtung des Fundkontexts unter Umständen weiterführend. Der Autor aber geht nach einer kurzen Erläuterung des Forschungsstands hinsichtlich der Typologie, der absolutchronologischen Datierung und der Materialvorlage dazu über, die Funde versuchsweise in das System von VOGT (1987, s. o.) einzuordnen. Leider fließt in diesen Abgleich dann nur ein Bruchteil des Materials ein, und zwar annähernd nur Voll- oder fast Vollprofile.

Für die besonders herausgestellte Frage, ob die Burg auf dem Johannisberg aufgrund der Keramik noch in das 8. Jh. datiert werden kann, ergibt sich keine eindeutige Antwort. Insgesamt steht die absolutchronologische Datierung der frühslawischen Keramik des Gebiets derzeit in der Diskussion. Zusammengefasst wurde sie in der Rüssener Gruppe, die einen zeitlichen Horizont markiert, der aber mittlerweile durch die auch nicht mehr ganz neuen Umdatierungen der vier Hauptfundorte empfindlich getroffen wurde. Anders als etwa beim Typ Tornow, über dessen Datierung heftig gestritten werden konnte, ohne dass er zugleich gewissermaßen typologisch zerbröckelte, ist für die Rüssener Gruppe die Vermischung formenkundlicher und chronologischer Merkmale verhängnisvoll. Denn aufgrund der chronologischen Definition als Horizont wurden ihr gleichermaßen recht nachlässig geformte sowie auch nachgestrichene und sorgfältig verzierte Gefäße zugerechnet. Die Umdatierung einer dieser Gefäßarten führt dann zum Zerbrechen der Gruppe und erfordert eine nachträgliche typologische Differenzierung der zentralen Fundkomplexe. In dieser Situation ist es ein richtiger Schritt vom Verfasser, sich nicht auf die Datierung des gesamten Horizonts zu verlassen (ob er nun früh oder spät angesetzt wird), sondern die zuvor als besonders früh eingeordneten Fundstücke vom Johannisberg über konkrete Vergleichsfunde zeitlich einzuordnen. Auf diese Weise gelangt er für die Stücke, wie der Rezensentin scheint, gut begründet zu einer recht späten Zeitstellung (9. bis Anfang 10. Jh.). Einen früheren Beginn kann er aber letztlich aufgrund fehlender Fundkomplexe des 8. Jh. nicht vollständig ausschließen.

Leider verfolgt der Verfasser hierbei einen recht interessanten Aspekt nicht weiter. Die diskutierten Fundstücke stammen überwiegend aus dem Schnitt B. Dieser befindet sich im Hinterbereich des von Blendmauern verkleideten Wall I und wurde zusammen mit den benachbarten Schnitten (A, C) angelegt, um die Konstruktion der inneren Mauer zu klären. In allen drei Schnitten wurde unterhalb des Mauersturzes eine bis zu 3 m in die Innenfläche ziehende, kaum 4 cm starke Schicht freigelegt, die an die innere Blendmauer anschloss. In Schnitt B wurden in der Siedlungsschicht „Scherbennester“ freigelegt, die zu den besprochenen Gefäßen zusammengesetzt werden konnten. Am ehesten ist der Befund damit zu erklären, dass sie von der Mauer zerdrückt und auf diese Weise erhalten blieben. Interessant ist zu beobachten, dass sich die Randscherben mit rundem, spitzem oder verdickt rundlichem Abschluss (Rf. 1, 2 und 7) annähernd alle auf jene Schnitte verteilen, die sich in den Innenraum erstrecken (neben A, B, C auch V, XVI, XIII). In den ausgesprochen Wallschnitten und dem Torraum sind dagegen Randscherben der glatt nachge-

strichenen und breit gezogenen Formen 3, 5, 6 und 8 vertreten und zwar über den Erwartungswert (bei einer Normalverteilung) hinaus. Entsprechende Scherben sind aber auch in Schnitt B sowie den übrigen Flächen im Innenbereich mit einem deutlichen, aber im Rahmen liegenden Anteil geborgen worden. Bemerkenswert ist nun, dass sich in Schnitt B auch einige sehr große zusammenpassende Scherben von Gefäßen erhalten haben, die der Autor als jüngste des ganzen Fundmaterials einordnet. Sie gehören danach bereits dem Röthaer Typ nach Brachmann an, der wiederum, wie Verfasser plausibel darstellt, zu dem spätslawischen Horizont der Grotzsch-Gruppe nach Vogt zu rechnen ist. Entsprechend stellt sich die Frage, ob sich auf dem Johannisberg nicht Hinweise für eine Vergesellschaftung der besonders alt wirkenden Gefäße mit später Keramik gewinnen lassen. Auch wenn sich dies aufgrund der unzureichenden Grabungsdokumentation vermutlich nicht abschließend klären lässt, hätte Rezensentin sich hierzu eine Einschätzung des Verfassers gewünscht.

Bei der Beschreibung der eher spärlichen Befunde auf dem Johannisberg kann der Autor aufgrund neuester Grabungen der Universität Jena die bisherige Rekonstruktion der Blendmauer etwas korrigieren. Grundsätzlich entspricht die Konstruktion aber den Ergebnissen G. Neumanns. Nach einem kurzen Überblick verdeutlicht GRABOLLE, wie sich für diese Art der Befestigungs-konstruktion mittlerweile nicht allein ein recht weites Verbreitungsgebiet ergeben hat (wie BRACHMANN bereits herausstellte), sondern sich darüber hinaus die Belege für eine allgemein späte zeitliche Einordnung ab dem mittleren 9. Jh. und bis in das 11. Jh. mehren. Dank der bereits erwähnten umfassenden Kenntnis des Verfassers wird hier zudem ein Überblick zu den neuesten Ergebnissen der tschechischen, slowakischen sowie polnischen Forschung gegeben. Statt einer langen Anmerkung (39, Anm. 238) mit nicht weiter kommentierten Fundplätzen wäre allerdings eine Zusammenstellung vorteilhafter gewesen, die zwischen großen und kleinen Anlagen trennt und zudem kenntlich macht, wie die einzelnen Objekte datieren.

Zusammenfassend kommt Verfasser im ersten Abschnitt seiner Untersuchung zu dem Ergebnis, dass es sich bei dem Johannisberg um eine gewöhnliche Befestigung handelt, deren Fundmaterial in das 9. bis 10. Jh. fällt, ohne dass eine weitere zeitliche Differenzierung einzelner Komplexe möglich wäre. Da keinerlei Hinweise auf eine Ausbesserung der Befestigung nachweisbar sind, schätzt er die Benutzung auf maximal 50 Jahre ein. Kritikpunkte ergeben sich für die Rezensentin aus der mangelnden Berücksichtigung der unterschiedlichen räumlichen Verteilungsmuster der einzelnen Randformen. Das deutet auf eine Differenzierung des keramischen Materials aus dem Innenraum und dem Torbereich wie auch des Materials aus dem Schnitt des Walls hin. Schließlich ist darauf hinzuweisen, dass alle vorgenannten Überlegungen zu Anteilen und Kombinationen aus den Tafeln und dem Katalog abgeleitet werden mussten, da der Verfasser selbst jegliche tabellarische Zusammenstellung unterlässt und lediglich die den einzelnen Merkmalen zugewiesenen Fragmente im Fließtext auflistet.

In dem zweiten Abschnitt beleuchtet der Verfasser nun unter Heranziehung archäologischer und schriftlicher Quellen das Umfeld des Johannisbergs vom 7. Jh. bis Mitte des 10. Jh. Er beginnt mit einer Durchsicht der schriftlichen Quellen, welchen er Hinweise auf die Beziehungen zwischen dem fränkischen Reich und den Slawen im Elb-Saale-Gebiet zu entnehmen versucht. Für den Autor ergibt sich aus der Zusammenschau über alle durch verschiedene Quellentypen entstehende Unterschie-

de hinweg eine über das 9. Jh. hin enger werdende Anbindung der Sorben an das fränkische Reich. Im 10. Jh. seien die Sorben dann mit Ausnahme der nordöstlich lebenden Daleminzier bereits soweit integriert gewesen, dass sie keinen Anlass mehr zur Erwähnung geboten hätten. Anschließend werden in einem kurzen Überblick die bisherigen Vorschläge zu Aussehen und Lage des von 849 bis 880 viermal genannten Limes Sorabicus zusammengefasst. In der Forschung wurden und werden zwei Aspekte diskutiert, nämlich erstens, ob es sich um eine lineare Grenze handelt, die dann an der Saale zu suchen wäre, oder zweitens, ob der Limes Sorabicus als Grenzzaum zu verstehen ist und wenn ja, ob er östlich der Besiedlung an der Saale oder westlich von ihr verlaufen sei.

GRABOLLE versucht nun die Frage, ob sich an der Saale um Jena herum eine Grenze zwischen Franken und Slawen im Fundmaterial fassen lässt, anhand der Durchsicht aller Fundplätze des entsprechenden Zeitraums zu lösen. Er wählt hierfür einen quadratischen Gebietsausschnitt von 25 km x 25 km. In dem von recht steilen Höhenzügen aus Muschelkalk im Westen und Buntsandstein im Osten bestimmten Gelände entwickelt sich die frühmittelalterliche Besiedlung wenig überraschend entlang des Saaleals und den zulaufenden Gewässern. Die trockenen Hochplateaus spielen dagegen nur eine geringe Rolle. Die Besiedlung setzt offenbar verhältnismäßig spät ein, denn Keramik vom Prager Typ fehlt im Untersuchungsgebiet. Allerdings sind von den meisten Siedlungsplätzen nur einige Lesefunde bekannt. Burganlagen sind eine etwas nördlich an einem östlichen Zufluss der Saale bei Graitzsch, dann ebenfalls nördlich, aber direkt an der Saale in Jena-Ost und südlich vom Johannisberg auf dem linken Saaleufer bei Kahla-Löbschütz bekannt. Von allen dreien stammt aber nur ein geringfügiges Fundmaterial, das der Autor allgemein dem 9. bis 10. Jh. zuweist. Er zieht nun noch einige Burgen außerhalb seines eigentlichen Untersuchungsfensters hinzu, um auf die Ähnlichkeiten der Anlagen mit jenen an der Ilm hinzuweisen. Letztere verbindet er mit den Burgen im Saale-Unstrut-Raum, die im Hersefelder Zehntverzeichnis um 880/890 genannt werden, und datiert sie in das 9. Jh. Angesichts dieser Zeitstellung hält der Autor einen Zusammenhang der Burgen des mittleren Saale-Raum mit einer Sicherung des Limes Sorabicus für „zumindest denkbar“ (60). Von ihnen ausgehend sei das Land strukturiert und herrschaftlich erfasst worden. Die Saale fungierte seiner Auffassung nach somit nicht als Grenze. Ohnehin lässt sich nach Beobachtungen des Verfassers im archäologischen Fundmaterial westlich und östlich der Saale kein ethnischer Unterschied nachweisen. Er verdeutlicht dies am Beispiel der Gräberfelder, indem er die mangelhaften Begründungen der kulturellen Zuweisungen der auf den verschiedenen Seiten gelegenen Anlagen vorführt. Die Schlussfolgerung lautet, dass das weitgehende Fehlen eindeutig fränkischer und sog. frühdeutscher Ware auf dem Johannisberg kein Gewicht hat als Argument in der Diskussion um die politische Herrschaft hat.

So nachvollziehbar diese Einwände hinsichtlich der ethnischen Zuordnung der Fundplätze sind, bleibt die Untersuchung des Fundbilds der Umgebung des Johannisbergs doch wenig aussagekräftig, was sich aus den Quellen ergibt. Aufgrund der weiter oben ausgiebiger gezeigten Datierungsprobleme gelingt es jedoch kaum, zwischen Fundplätzen des 9. und 10. Jh. zu unterscheiden, womit ihr Zusammenhang mit der politischen Situation im 9. Jh. nicht immer zu erkennen ist.

Insgesamt kommt der Autor im zweiten Abschnitt zu dem Ergebnis, dass die mittlere Saale weder von den archäologischen noch schriftlichen Quellen im 9. Jh. als

lineare Grenze zu erkennen ist. Stattdessen habe sie als Rückgrat der sich an der Saale und ihren Zuflüssen entwickelnden Siedlungen und Wirtschaftsbeziehungen gedient. Die eigentliche Grenze sei dann das östlich anschließende, sporadisch besiedelte Land gewesen. In dem somit westlich verlaufenden Saaletal ist die mittelalterliche Befestigung des Johannisbergs im mittleren 9. Jh. zur Beherrschung des Limes Sorabicus angelegt worden.

Der Beitrag des Verfassers wird durch einen recht ausgiebigen Katalog am Ende des Bands abgeschlossen. Darin wird jede Scherbe mit all jenen Merkmalen einzeln beschrieben, die auch in den Merkmalschlüssel der Keramikanalyse aufgenommen wurden und zusätzlich den Zeichnungen im umfassenden Tafelteil zu entnehmen sind. Hier hätte nach Meinung der Rezensentin deutlich gekürzt werden können und besser zugunsten der Übersichtlichkeit eine tabellarische Erfassung der Funde erfolgen können.

Zusammenfassend ist die rezensierte Arbeit dank ihrer entschiedenen Stellungnahme geeignet, die Diskussion um die spezifische Situation an der mittleren Saale erneut anzufachen. Das Vorhaben, den Johannisberg vor allem ausgehend vom archäologischen Fundgut zu bewerten, ist allerdings nicht im vollen Umfang eingelöst. Der Autor selbst merkt hierzu an, dass für bestimmte Fragenkomplexe, wie der Ethnizität derer, die die Burg anlegen ließen, außerhalb der Möglichkeiten archäologischer Quellen liegen. Die zeitliche Zuordnung wiederum scheitert derzeit am lückenhaften Forschungsstand. Seinen kritischen Ausführungen ist zu verdanken, diese Probleme in aller Deutlichkeit herausgearbeitet und somit zukünftigen Untersuchungen den Weg gewiesen zu haben.

Anschrift der Rezensentin
 A. Klammt M. A.
 Georg-August-Universität
 Göttingen
 Seminar für Ur- und Frühgeschichte
 Nikolausberger Weg 15
 37073 Göttingen
 E-Mail: aklammt@gwdg.de

ANNE KLAMMT